

Die Mutter

Autor(en): **Ermatinger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was nicht sagen will, daß diese Schriftsteller a priori auf die Masse spekulieren. Aber sie sind in ihrem nicht besondern Wert für die Masse disponiert, die da liebt: tapfern Idealismus, patriotische Veranlagung, Temperament in der trivialen Liebesgeschichte, Betonung des guten, echten, beschränkten Bürgertums.

Vermöchten die Menschen doch zu lesen! Hätten sie doch ein Ohr für die eine Seite, einen Instinkt für das Echte . . . Der heutige Zustand ist traurig. Aber mit der Entdeckung des Nordpols mag alles anders werden!

V.

Es ist etwas Seltsames, direkt Phantastisches um das Schicksal der Bücher. Da liest man etwas wirklich Gutes und erwartet eine große Verbreitung. Ein paar Kritiken erscheinen. Nach Jahresfrist kaum die dritte Auflage. Von manchem Reiz wird dagegen im dritten Monat die zwanzigste Auflage gedruckt.

Autoren wie Herman Bang — man lese: „Das weiße Haus“, „Michael“, „Erzentrische Novellen“ — Eduard Graf Kehlerling — man lese von ihm: „Beate und Mareile“, „Schwüle Tage“, „Dumala“ — bringen es kaum zum zweiten Tausend.

Ich denke mir oft: Es gibt Schichten des Publikums, die auf derselben Straße gehen und gar nichts von einander wissen. Die sich eben so fern sind, als ob sie auf verschiedenen Gestirnen wohnten. Und jede Schicht hat ihre Wünsche und ihre Autoren. Und wiederum gibt es Kreise von feinen Köpfen, die unbewußt verbunden sind durch die Kultur ihrer Instinkte, die nicht vom Sozialen abhängig sind, sondern überkommen von den Vorfahren. Diese im geistigen Sinne Kulturellen bilden einen Ring, der alle Klassen durchschneidet, der aber heute noch zu wenig stark ist, um den äußern Erfolg eines Wertes zu bestimmen.

VI.

Es ist fast gleichgültig, was in einem künstlerischen Buche steht. Wie es drin steht, darauf kommt es an. Man kann darum auch da und dort blättern. Ganz nach der Art der Frauen. Und, wenn diese ein solches Geschäft oft mehr aus stofflichem Interesse unternehmen, liegt doch in der absoluten Vertiefung der Methode der Grund zu einer Kultur des Lesens, die in Deutschland noch am wenigsten entwickelt ist.

Willy Lang, München.

Die Mutter

Nachdruck verboten.

Ballade von Emil Ermatinger, Winterthur.

Was ist für ein Rufen in Nachbars Haus,
Treppauf, treppab wie Geistergraus?
Und der Mond mit seinem fahlen Schein
Startet in verwüstete Stuben hinein.
Da stehn zwei Männer im öden Gelaß,
Die Blicke wild und das Antlitz blaß,
Und ein dritter draußen und klopft an die Tür:
„Macht auf!“ Sie schieben den Riegel für.
„Euer Vater!“ „Du Teufel!“ „Mord und Pein!“
Ein Krachen. Die Tür fliegt ins Zimmer hinein,
Und durch die Oeffnung, mit glühendem Kopf,
Tritt der Greis, sechs Schuh von den Zehen zum Schopf.
Verscheucht wie die Enten im trüben Pfuhl,
Flüchten sie sich hinter Tisch und Stuhl.
Er schwingt die Fäuste. Er tobt und lacht.
Schrein, Wehruf und Schläge durchhallen die Nacht.
„Hilf, Mutter, hilf!“ Die erhobne Hand
Erstarrt. Bleich taumelt er an die Wand
Und krümmt sich zusammen und schlägt die Faust
Sich vor die Stirne. Den Söhnen graust.
Sie rücken Tisch und Stühle. Sie nahn.
Sie flüstern scheu und rühren ihn an.
„Zu ihr!“ Wie unter Zentnergewicht
Schiebt er sich vor und entzündet ein Licht,
Und die Söhne, stumm und feierlich,
Zünden jeder eine Kerze sich.
Und die Stiegen hinauf. Wie steil es geht!
Die Stiegen hinauf. Dumpf tönt ein Gebet.

Unterm Dach auf dem Boden, im Mondenschein
Steht ein einsamer Totenschrein,

Darin sie verwahrt, dem Gesetz zum Trutz,
Die Leiche der Mutter, zu Segen und Schutz,
Der Mutter, die lebend den Segen gemehrt,
Mit sanftem Wort dem Jank gewehrt.

Horch! Betendes Murmeln! Die Türe girrt,
Und vor den blutroten Kerzen irrt
Des Mondes weißes Licht davon,
Und langsam naht die Prozession.
Die Kerzen in schwieliger Arbeitshand,
Gebet auf den Lippen, den Blick gebannt
Vom Sarg, wie geschlagene Hunde scheu,
Das Herz voll Jammer und Angst und Reu —
So wandeln um den Leichnam die Drei,
Und langsam schleicht Stund' um Stund' vorbei.
Und das Mondlicht wandert über das Dach,
Die Hähne krähen, und der Tag wird wach.
Da stockt die Lippe, der Fuß wird schwer,
Die Kerze schwelt, und das Herz ist leer.
Und schlummertrunken beim Morgenschein
Sinken sie auf den Totenschrein.
Die Lichter entgleiten der schlaffen Hand
Und flackern hoch auf und züngeln zum Rand
Des morschen Sarges mit letzter Glut,
Darinnen die tote Mutter ruht.
Ein heimlich Knistern, ein weißer Rauch,
Wie ein letzter, glühender Liebeshauch
Dringt aus dem Sarge der Mutter hervor.
Eine Flamme steigt jäh zum Dach empor,
Und Sünde und Hader und Armut fährt
Zum strahlenden Himmel, im Feuer verflärt.





X. internat. Kunstausstellung München.

Hans Beat Wieland. Blau und Weiß.